



VOM AFRIKABILD ZUM ENTWICKLUNGSDISKURS: AFRIKA-ELENDSDISKURS AUS DER SICHT DES POSTKOLONIALISMUS. EINE UNTERSUCHUNG AM BEIPIEL VON ARNOLD STADLERS ERZÄHLUNG *AUSFLUG NACH AFRIKA*

Massimlawè HARAKAWA

eliasharakawa@yahoo.fr

Université de KARA, Togo

ZUSAMMENFASSUNG

Zu den Vorstellungen von Afrika, die im westlichen Kulturraum immer wieder auftauchen, gehören auffälligerweise die eines „wilden“ Kontinents, der für Elend, Epidemien, Hungersnöte, Stammeskriege oder Gewalt jeglicher Art steht. Auch Bezeichnungen wie „Katastrophen-Kontinent“ oder „Herz der Finsternis“ sind keine Seltenheit. Aus diesem chaotischen Bild Afrikas ist seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein neuer Diskurs entstanden und zwar der Entwicklungsdiskurs. Der vorliegende Beitrag hat sich anhand postkolonialer und diskursanalytischer Ansätze mit dem Thema auseinandergesetzt, wie dieser Diskurs über das Afrika-Elend in der Gegenwartsliteratur bzw. in den Medien des Westens konstruiert wird. In diesem Zusammenhang hat sich die Arbeit insbesondere für das Ineinandergreifen der vorherrschenden chaotischen Vorstellung von Afrika im westlichen Imaginär und die Diskurse rund um die „Entwicklungshilfe“ interessiert. Es wurde der Frage nachgegangen, warum der Westen selbst im Zeitalter der Globalisierung und des Internets ein düsteres Bild des sogenannten „schwarzen Kontinents“ tradiert und wie Afrika und Europa zu einem möglichen gleichberechtigten Kulturaustausch gelangen können. Des Weiteren hat sich die Arbeit die Frage gestellt, ob der Entwicklungsstand Afrikas immer aus der Perspektive des Westens bestimmt werden muss und ob Entwicklungshilfe der geeignete Weg für den wirtschaftlichen Aufschwung Afrikas ist.

Schlüsselwörter: Elend, Diskurs, humanitäres Engagement, Illusion der Entwicklungshilfe, Reiseliteratur.

ABSTRACT

Among the representations that recur repeatedly in Western culture about Africa, the one of a "savage" continent that is the epitome of misery, epidemics, famine, tribal wars or violence of any kind stands out. Denominations such as "disaster continent" or "heart of darkness" are also not uncommon. From this chaotic image of Africa, a new discourse has emerged since the second half of the 20th century, namely the development discourse. This paper used postcolonial and discourse analytic approaches to address how this discourse of African misery is constructed in contemporary literature or Western media. In this context, the thesis was particularly interested in the intertwining of the chaotic image of Africa that prevails in the Western imaginary with the discourses around "development aid." This involves the question of why the West maintains a bleak image of the so-called "black continent" even in the age of globalisation and the internet, and how an equal cultural exchange between Africa and Europe can succeed. Furthermore, the work has addressed the question of whether Africa's standard of development must always be determined

from the perspective of the West and whether development aid is the appropriate way for Africa's economic recovery.

Keywords: misery, discourse, humanitarian engagement, illusion of development aid, travel literature.

Einleitung

Koloniale Diskurse über »unzivilisierte Völker« und die legitime Vorherrschaft des »weißen Mannes« erscheinen aus heutiger Sicht als vollkommen anachronistisch. Doch der seit Mitte des 20. Jahrhunderts hegemonial gewordene Entwicklungsdiskurs über Afrika weist mehr Kontinuitäten zum kolonialen Denken auf, als auf den ersten Blick sichtbar ist. Die Grundstruktur des kolonialen Diskurses ist zunächst die Zweiteilung der Welt in »zivilisierte Völker« oder »Nationen« und »unzivilisierte Stämme« oder »Menschenmassen« (Göttsche 2003, S. 261).

Ergänzend zu Göttsche Behauptung, kann man auch feststellen, dass die Beziehungen zwischen Norden und Süden im heutigen Kontext von dem Dualismus »Entwickelte/Unterentwickelte« bzw. »helfende/hilfsbedürftige Menschen« gekennzeichnet sind. Dabei sind letztere nicht in der Lage, als selbstständige Menschen Verantwortung für die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen zu übernehmen und erstere sollen ihnen zu Hilfe kommen. Mit dieser kolonialen Haltung werden Identitäten und Grenzen aufgebaut. Dabei bildet sich natürlich die europäische, westliche oder abendländische Identität als fortschrittlich, freiheitlich und zivilisiert sowie als ideale Norm menschlichen Existenz, indem sie sich von einem „rückständigen“ und „wilden“ Anderen abgrenzt, der als eine defizitäre Abweichung von dieser Norm definiert wird (vgl. Hall, 1994).

In dem oben postulierten Zusammenhang zwischen Afrikabild und Entwicklungsdiskurs sieht der vorliegende Beitrag einen Ansatzpunkt, denn die Arbeit setzt sich mit dem westlichen Diskurs über das Elend und die Entwicklung Afrikas in Literatur und Medien auseinander und stützt sich dabei auf postkoloniale und diskursanalytische Ansätze. Am Beispiel von *Ausflug nach Afrika* von Arnold Stadler soll der Frage nachgegangen werden, warum der Westen selbst in Zeiten von Globalisierung, Multikulturalismus, Internet und globalen Migrationsbewegungen immer noch ein düsteres Bild vom sogenannten "schwarzen Kontinent" vermittelt und wie Afrika und Europa zu einem möglichen kulturellen Austausch auf Augenhöhe gelangen können. Des Weiteren möchte die Arbeit auf die Fragen eingehen, ob der Entwicklungsstand Afrikas immer aus der Perspektive des Westens bestimmt werden muss und ob Entwicklungshilfe der Zaubertrank für den wirtschaftlichen Aufschwung Afrikas ist.

1. Die Konstruktion des »afrikanischen Problems« in Literatur und Medien

Laut Kodjo Attikpoe kann das Schlagwort „afrikanisches Problem“ definiert werden als ein Sammelbegriff für die Bürgerkriege, politischen Krisen und die

Verarmung, mit denen der afrikanische Kontinent heute identifiziert wird (vgl. Attikpoe 2003, S. 136). Attikpoe weist mit Recht daraufhin, dass diese Probleme nicht ausschließlich in Afrika auftreten. Trotzdem erscheint Afrika in dem westlichen allgemeinen Bewusstsein als eine „Kuriosität“, der Kontinent, der das Elend der Welt trägt.

Bei der Auseinandersetzung mit den Repräsentationen Afrikas in heutigen europäischen Diskursen drängt sich eine Kernfrage auf, die lautet: Welche Faktoren beeinflussen den Blick, den die Europäer heute auf die Afrikaner werfen? Ist es der Diskurs über das Elend Afrikas, der in den Medien (journalistische Reportagen, Dokumentarfilme, Spielfilme...) und in der Literatur – vor allem in Reiseberichten – vermittelt wird? Oder sind es die Nachwirkungen des "Negermythos", der in der Kolonialzeit aufgebaut und tradiert wird?

1.1. Zur Konstruktion des „Negermythos“

Reiseberichte haben im westlichen Imaginär zur Schaffung und Festigung des Afrikamythos beigetragen. Bei der 'Entdeckung' der Schwarzafrikaner war der Wissensstand über Afrika gering und Reiseberichte dienten in erheblichem Ausmaß als Informationsquelle über die Afrikaner und ihre Lebensumstände. Diese waren keiner Objektivität verpflichtet. Die Wirkungskraft dieser Reiseberichte war umso größer, als Gelehrte, Wissenschaftler und Schriftsteller sie im Rahmen ihrer Tätigkeit als Quelle für Wissen über Afrika aufgriffen, ohne ihre Glaubwürdigkeit zu hinterfragen. Diskursive Konstruktionen ermöglichten es auch, sich selbst den Status "zivilisiert" zuzuschreiben, während andere Völker als »wilde Andere« konstruiert werden. Das so produzierte "Wissen" ermöglichte es den "Zivilisierten", auf "barbarische" Praktiken wie den Sklavenhandel zurückzugreifen. Der Rückgriff auf brutaler Praktiken wird darüber hinaus als rational oder als Gottes gegebenes Recht bezeichnet. Die kolonialistisch-ideologische Annahme, dass es eine „Herrengruppe“ und eine „Sklavengruppe“ gibt, ermöglicht die Konstruktion einer Vielzahl von Differenzen zugunsten der „Herrengruppe“. Diese Konstruktionen erschweren folglich den Zusammenhalt zwischen Menschen verschiedener so genannter »Rassen«. Der postkoloniale Theoretiker Homi Bhabha (1983) spricht deshalb von »kolonialer Mimikry«. Unter Bezugnahme auf diese koloniale Mimikry schreibt Ziai (2006) Folgendes:

Der Kolonialdiskurs konstruiert hier wie auch an zahllosen anderen Stellen ein Ensemble von Differenzen: rational/emotional, vernunft-/instinktgeleitet, fähig/unfähig zur Herrschaft, souverän/abhängig, kolonisierend/kolonisiert, höher-/minderwertig usw. Die einzelnen Zuschreibungen sind durch Äquivalenzketten verknüpft: höherwertig sein bedeutet zivilisiert sein, zivilisiert sein bedeutet rational handeln, rational handeln bedeutet zur Herrschaft fähig sein, und so fort. Der

implizite Fixpunkt, um den die Differenzen gruppiert sind, ist die »Rassenzugehörigkeit«, genauer: Die Rassen- und Geschlechterzugehörigkeit. Die positiven Begriffe finden ihre Verkörperung im »weißen Mann«. Dieser bildet auf der kollektiven Ebene die Grundlage für das »Herrenvolk«. Der »weiße Mann« konstituiert somit das, was Politikwissenschaftler Ernesto Laclau den Nodalpunkt oder »dominanten Signifikanten« eines Diskurses nennt: das Zentrum, das als Referenzpunkt für jene Differenzen dient, anhand derer die jeweiligen Identitäten konstruiert werden. Er ist der Maßstab aller Dinge. [...] Anhand dieser Norm werden die Länder des Südens und die zahllosen heterogenen Gesellschaftsformen der dort lebenden Menschen als defizitär klassifiziert (S. 34).

Bezugnehmend auf Ziai kann man den Schluss ziehen, dass die Konstruktion von Unterschieden zwischen „fähig“ und „unfähig“ zum Teil erklärt, warum Afrikaner bis heute mit Assoziationen konfrontiert sind, deren Wurzeln bis in die frühe Kolonialzeit zurückreichen. Aus diesem düsteren Bild eines geschädigten und "unterentwickelten" und damit als bedürftig eingestuften Afrikas hat sich seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (ebd. S. 36) ein neuer Diskurs herausgebildet und zwar der Entwicklungsdiskurs.

1.2. Vom Afrikabild zum Afrikaentwicklungsdiskurs

Wie schon erwähnt, erscheinen Afrikaner in den westlichen Medien und in der Literatur als absolut bedürftig und dabei fast wie Kinder behandelt. Es scheint in der Tat so zu sein, als dann man ihnen bei allem helfen muss. Sie sind scheinbar hilflos, wenn die Weißen ihnen nicht helfen. Zugleich scheinen die Afrikaner aber auch nicht in der Lage zu sein, sich aus eigener Kraft aus dieser Armut zu befreien. Ihnen fehlen anscheinend die Fähigkeit, ihr Schicksal in die Hand zu nehmen. Daher sind sie auf die Hilfe des Westens angewiesen.

Wenn Afrikaner in den Medien nicht auf diese Weise als chronisch hilfsbedürftig dargestellt werden, dann wird entweder über ihre sportlichen Leistungen oder über ihr Rhythmusgefühl und ihr musikalisches Talent berichtet. Sonst aber machen sie offenbar den langen Tag gar nichts. Dass sie hungern und nichts dagegen tun, ist ebenfalls ein beliebtes Motiv für Medien.

Diese Stereotypisierung des „schwarzen Kontinents“ durch Literatur und Politik wird oft von den Medien aufgegriffen und verbreitet. Demnach entsteht, wie gesagt, ein neuer Diskurs, der eine Verbindung zwischen Armut, Elend, Unfähigkeit und Unterentwicklung der einen und dem technischen Fortschritt, dem Wohlstand und der Entwicklung der anderen herstellt, wobei die in diesem „Entwicklungsdiskurs hervorgebrachte Identität der »Entwickelten« nicht nur mit den Idealen von Freiheit und Demokratie, Freihandel und Fortschritt verknüpft ist, sondern in einem entscheidenden Punkt auch eine »Samariter-Identität«: Den Not leidenden Völkern wird Entwicklungshilfe gewährt“ (Ziai, 2006, S. 37). Somit

beeinflussen Medien und Literatur die Interaktion des Westens mit Menschen von anderen Kulturen. Infolgedessen ist der europäische Elend-Diskurs über Afrika von dem geprägt, was Jean-Marc Ela als „Visions misérabilistes“ (Ela, 1994, S. 7) bezeichnet.

Im Gegensatz zu diesem degradierenden Bild des schwarzen Menschen in manchen westlichen Medien bzw. Literaturen gibt es andere, die ja eigentlich die deutschen Wohltäter feiern, und nicht so sehr auf die Lebensverhältnisse in Afrika fokussieren. Über die Verantwortung einiger westlicher Länder bzw. Firmen für das Elend in manchen afrikanischen Ländern wird in solchen Artikeln nicht diskutiert, das eigentliche Thema sind ja die weißen Helfer, die im Vordergrund gerückt werden.

In der einen oder anderen Berichterstattung verstärken die Medien damit das düstere Bild, das sich die Deutschen von den Afrikanern machen. Denn die vielen kleinen, stets gut gemeinten, aber oft sehr unbedarften Spendenaktionen gehen ja, wie oben skizziert, von der Annahme aus, dass der Afrikaner sich nicht selbst helfen kann. Dabei wird kaum einen möglichen Zusammenhang zwischen Armut in Afrika und beispielsweise den internationalen (handels-)politischen Bedingungen hergestellt. Auch das technisierte und moderne Afrika, die intellektuelle Elite des Kontinents und die global vernetzte afrikanische Jugend tauchen in den Medien nicht einmal auf.

Im Laufe ihrer Geschichte haben Afrikaner jedoch gezeigt, dass sie ein selbstständiges Leben führen können und nicht auf die Hilfe von anderen eingestellt sind. Deswegen wird in der vorliegenden Arbeit postuliert, dass Afrikaner die Entwicklungshilfe, wie sie gerade betrieben wird, wirklich nicht brauchen. Das ernstzunehmende Problem bei der Entwicklungshilfe ist, dass der Westen Afrika einen Entwicklungsmodus aufzwingen will. Wenn der Westen von Entwicklung spricht, impliziert dies eine Entwicklung in seinem eigenen Maßstab und nach seinem eigenen Modell. Es gab eine Zeit, in der die sowjetischen Länder sozialistische Modelle in Afrika durchsetzen wollten, während Europa liberale Modelle vorschlug. Alle in diesem Zusammenhang entwickelten Programme sind gescheitert. Der Grund dafür ist, dass all diese Modelle, die man in Afrika durchsetzen will, nicht dem afrikanischen Verständnis von Entwicklung entsprechen. Denn es sind Modelle, die auf individualistischen Erfahrungen basieren. Wie der Volksmund sagt, kann man keine Pflaumen auf eine Palme pflanzen, auch wenn man dafür Tonnen von Dünger verwendet. Das Transplantat wird nicht anwachsen. Afrikaner sind keine armen Europäer mit schwarzer

Hautfarbe. Sie haben ihre eigene Zivilisation, ihre eigenen Denkweisen, ihre eigenen Mechanismen der sozialen Organisation. Das ewige große Problem, mit dem Afrikaner konfrontiert sind, besteht darin, dass die Europäer sie als arme Europäer mit schwarzer Hautfarbe betrachten wollen. Europäer denken, dass alle Modelle, die bei ihnen mit Erfolg eingesetzt wurden, auf Afrika angewendet werden sollen: Demokratie, Menschenrechte, Liberalismus... Gut, aber all das wird zum scheitern gehen, weil das Problem von Afrika nicht allzu sehr ein wirtschaftliches Problem ist. Es ist eher ein soziologisches, ein kulturelles Problem. Der Völkermord in Rwanda kann mit Recht als eine Folge von diesen Fehlentscheidungen angesehen werden. Europäer haben die ruandische soziale Ordnung durcheinander gebracht, indem sie unbedingt wollten, dass ein Hutu an die Macht kommt, wobei die Hutus als Mehrheitsvolk Jahrzehnte lang zuvor das Minderheitsvolk Tutsi ohne Zwang als Führer anerkannt haben.

Ein anderer wichtiger Grund, warum Entwicklungshilfe in Afrika nicht funktioniert, ist, dass der Westen Afrika ein Entwicklungsmodell aufzwingen will, ohne sich vorher für die internen Gesellschaftsorganisationsmechanismen in den afrikanischen Ländern zu interessieren oder sich vorher mit der Geschichte dieser Orte und den bestehenden Entwicklungsmodellen auseinanderzusetzen. Und solange diese endogenen Faktoren nicht berücksichtigt werden, kann der Westen in Afrika nichts bewirken, egal wie viel Geld Europa dafür ausgibt. Daher benötigt die deutsche bzw. die europäische Afrikapolitik vor allem einen Paradigmenwechsel, der akzeptiert, dass Entwicklung nur von innen kommen kann, das heißt: Die Afrikaner entscheiden über ihren Weg und die Deutschen unterstützen durch Technologietransfer zum Beispiel. Je schneller der Westen diesen Paradigmenwechsel akzeptiert, umso besser ist es für eine sinnvolle zukünftige Zusammenarbeit mit einem selbstbewussten Afrika.

Nun ist die systemische Entwicklungshilfe nicht die einzige Ursache für die eher stationäre wirtschaftliche Lage in den meisten afrikanischen Ländern, wie oft fälschlicherweise behauptet wird. Man muss aber auch einräumen, dass die Entwicklungshilfepolitik, wie sie bis jetzt betrieben wird, selbst Teil des Problems ist. Denn sie trägt weitgehend dazu bei, dass die meisten Länder Afrikas den Grundstein einer nachhaltigen Entwicklung nicht legen können, weil Afrikaner oft nicht in den Entwicklungsprojekten einbezogen werden, wobei westliche Akteure der Entwicklungshilfe die wirklichen Bedürfnisse der Afrikaner auch nicht kennen.

2. Der Elend- bzw. Entwicklungsdiskurs aus der Sicht des Postkolonialismus

Der europäische Diskurs über Afrika bleibt auch in der postkolonialen Ära negativ. Der europäische bzw. deutsche Blick auf Afrika und die Afrikaner in der postkolonialen Ära bietet ausreichend Anlass zu Kritik und Vorbehalten, da diese fragwürdige Wahrnehmung vom Afrikaner immer noch vom „Negermythos“ geprägt ist. Der „Negermythos“ besitzt auch heute noch Wirkungskraft (vgl. auch Göttsche, 2003, S. 261).

In diesem Zusammenhang appellieren postkoloniale Theoretiker (Homi K. Bhabha, Stuart Hall, Gayatri C. Spivak, Edward Saïd, ...) demnach an die Dekonstruktion des „kolonialistischen Blicks“ über kolonisierte Völker.

Die entscheidende Herausforderung, die sich aus heutiger Sicht stellt, ist folglich die der Dekonstruktion des „Negermythos“ und die damit verbundenen Zuschreibungen. Dabei lässt sich folgende Frage stellen: Wie können Vorurteile abgebaut werden, die sich im Laufe der Zeit gebildet haben und über lange Zeit weitergegeben wurden? Für diese Aufgabe sind zwei Perspektiven zu betrachten. Auf der einen Seite sollen Afrikaner zum Wort kommen, um einen eigenständigen Diskurs zu entwickeln, mit dem sie sich selbst bestimmen, statt immer nur von anderen bestimmt zu werden. Auf der anderen Seite sollte in Anlehnung an Foucault eine neue „Ordnung des Diskurses“ (Foucault 1970) über Afrika geschaffen werden, um einen echten Dialog zwischen der europäischen und der afrikanischen Kultur zu ermöglichen.

Um mit Üiekweazu (1987) zu sprechen, geht es also nicht darum, eine völlig fremde Kultur mit einem eigenkulturellen Selbstverständnis zu erfassen, sondern darum, die historisch entstandenen Vorurteile aufzuklären und abzubauen. Sollten diese tatsächlich im Lichte kritischer Reflexion verdorren und besserer Einsicht Raum geben, kann der eigentliche Dialog beginnen, als Fortsetzung der dialektischen wechselseitigen Korrektur von Selbstverständnis und Verständnis des Anderen, die nicht aufeinander aufruhend, sondern sich ständig weiterentwickeln (Üiekweazu, 1987, S. 152). Üiekweazu ist außerdem zu Recht der Überzeugung, dass ein Austausch zwischen Kulturen nicht möglich ist, solange Europa andere Kulturen als Antithese zu der eigenen Kultur wahrnimmt. Es geht also darum, andere Kulturen um des Verstehens willen zu verstehen, und nicht um ein strategisches Verstehen (vgl. Vasilache, 2003, S. 19ff). Daher bedarf es eines diskurskritischen Umgangs (vgl. Jäger, 2012) mit vorgefertigten Meinungen über Afrika.

Die von postkolonialen Theoretikern vorgeschlagene dekonstruktivistische Arbeit zum Afrikadiskurs findet Jahrzehnte schon ein günstiges Echo bei Schriftstellern

der deutschsprachigen Literatur, unter denen Arnold Stadler mit seiner Erzählung *Ausflug nach Afrika* zu nennen ist.

3. Problematik der Entwicklungshilfe in *Ausflug nach Afrika*: Ein postkolonialer Blick

Arnold Stadlers Erzählung *Ausflug nach Afrika*¹ zählt zu den deutschsprachigen Werken, die Dirk Göttsche (2003) als „neue historische Afrika-Romane“ bezeichnet. Charakteristisch für neue historische Afrika-Romane ist seiner Meinung nach,

„das Bemühen vieler Autoren, kulturelle Alterität in ihrer eigenen Geschichtlichkeit unvoreingenommen als gleichwertig darzustellen, afrikanische Realitäten zu differenzieren, statt erneut den europäischen Mythos von dem einen, in sich ununterschiedenen exotischen ›Afrika‹ zu reproduzieren, und dem Dilemma zwischen kulturkritischer Idealisierung und stereotyper Dämonisierung afrikanischer Lebenswelten zu entkommen (S. 261).

Durch einen solchen Schreibstil gelingt es den Autoren, den Stoff ihrer Romane aus der Perspektive des „postkolonialen Blicks“ herauszuarbeiten. Der Begriff „postkolonialer Blick“ wurde in der deutschsprachigen Literatur von Paul Michael Lützeler am besten geprägt. In seinem 1997 erschienenen Buch *Der postkoloniale Blick. Deutsche Schriftsteller berichten aus der Dritten Welt* unterstreicht er die Rolle der Autoren der neuen Afrika-Romane in der postkolonialen Debatte wie folgt:

Mit ihren Reisereportagen nahmen die deutschsprachigen Autoren Teil am internationalen postkolonialen Diskurs. Bei sich und ihren Lesern wollten sie das Bewusstsein für die Probleme der Dritten Welt schärfen, wollten Vorurteile über fremde Kulturen abbauen, ohne jedoch ihrer Meinung nach negative Aspekte in den politisch-sozialen Verhältnissen der bereisten Länder zu übersehen. Die Autoren verdeutlichten auf der literarisch-symbolischen Ebene, dass es ihnen um ein Verstehen der „Spielregeln“ anderer Kulturen geht, dass schon akzeptierte kulturelle Transfers in beide Richtungen als Basis künftiger Kommunikation zu nutzen seien, dass also eigene Konventionen in die Sprache anderer Kulturen und fremde Umgangsformen in die der heimischen übersetzt werden können, und nicht zuletzt dass man mit Universalitätsansprüchen im Dialog der Kulturen nicht weit kommt (Lützeler zitiert nach Göttsche 2017, S. 208).

Aus diesem Grund ist Göttsche davon überzeugt, dass der neue historische Afrika-Roman im Sinne des postkolonialen Projekts zu den interessantesten Aspekten des heutigen Afrikadiskurses gehört (vgl. S. 261). Kennzeichnend für diese Romane ist demnach das Bemühen um interkulturelle Verständigung und Anerkennung kultureller Gleichwertigkeit in der Differenz, denn diese Autoren reflektieren kritisch „den deutschen Afrikadiskurs. Somit partizipieren sie, so

¹ Zitate aus dieser Erzählung werden im laufenden Text als „ANA“ abgekürzt und durch Seitenzahlangaben in Klammern kenntlich gemacht.

Göttsche (2003, S. 261), literarisch am Postkolonialismuskurs.² Lützelers stimmt ihm zu, wenn er beispielsweise expliziter über dieses Thema schreibt:

Sie reisten eigentlich alle in der Dritten Welt um zu lernen und um durch ihre Berichte zu einem genaueren Verständnis der Interrelation zwischen Erster und Dritter Welt in den Berichten von Politik, Kultur, Gesellschaft und Ökologie beizutragen. Nicht mit dem überlegenen, besserwiserischen, ausbeuterischen und missionarischen kolonialen, sondern mit dem offenen, wissbegierigen, solidarischen und gleichvollkritischen postkolonialen Blick wollen sie das kulturell Andere verstehen (Lützelers, 1997, S. 29).

Von den Autoren der neuen historischen Afrika-Romane kann man demnach sagen, dass sie sich also auf „dekonstruktivistische“ Theorien des Postkolonialismus stark stützen.

Im Mittelpunkt von Stadlers Erzählung steht die Geschichte eines deutschen Mannes namens Engelbert, der wegen „d[es] Unglück[s] zu Hause“ (ANA, 7) beschließt, nach Afrika zu fliehen. Der reisende Erzähler Engelbert schildert seine Reise nach Afrika in Form eines Tagebuchs. Die Geschichte wird aus der Perspektive eines „fast Zwerg[es]“ (ANA, 15) erzählt, da Engelbert aufgrund seines Aussehens ein gestörtes Verhältnis zu anderen Menschen und damit auch zu sich selbst hat: „Damals kam ich mir so klein vor, dass ich die Empfindung hatte, gar nicht ganz auf der Welt zu sein“ (ANA, 16). Als von den Medien geprägter Mensch nimmt sich der Held der Erzählung als verzerrte Widerspiegelung der Anderen wahr. Er sieht sich mit den Augen der Anderen und betrachtet sich selbst aufgrund seines Aussehens und seiner Größe als „Schießbudenfigur“ (ANA, 74) bzw. als „Witzfigur“ (ANA, 79). So wird der Andere zur Leinwand, die eine Figur widerspiegelt, die nicht in eine Gesellschaft hineinpasst, die zu sehr auf das Äußere fixiert ist.

Die Tatsache, dass der Held aufgrund seiner Größe glaubt, eine „Schießbudenfigur“ zu sein, führt zu Gefühlen von Lieblosigkeit und Einsamkeit, aus denen wiederum Leid und Schmerz erwachsen, die in ihm den Wunsch wecken, nach Afrika zu fliehen. Afrika tritt hier als ein Ort vor, an dem der Protagonist trotz seines von der Gesellschaft als „nicht normales“ eingestuften Erscheinungsbild der Überzeugung ist, nützlich sein zu können, indem er sich von den „afrikanischen Kannibalen“ fressen lässt. Seine Entscheidung, nach Afrika zu fahren begründet er folgendermaßen:

Warum also Afrika? Ich hatte mindestens zwei Gründe. Da waren die Palmen. Und dann gab es dort, wie ich wusste, noch richtige Menschenfresser. Ich wollte gefressen werden. Manchmal hatte ich, nach allem, genug vom Leben. Auch dachte ich, dass ich auf diese Weise doch noch zu etwas nützlich sein könnte. Und dazu als etwas

² Mehr hierzu siehe auch die Aufsatzsammlung „Deutsch-Afrikanische-Diskurse in Geschichte und Gegenwart: Literatur- und Kulturwissenschaftliche Perspektiven“ (Hg. v. Michael Hofmann und Rita Morrien).

Besonderes. [...] Und dann die schöne Landschaft, die schönen Menschen, all dies kam zusammen, als ich das Ticket Frankfurt-Libanon-Dakar bestellte. Gefressen werden, aber nicht ganz: irgendein Beweisstück von mir, ein Zeichen, dass ich es war, sollte zurückbleiben (ANA, 10).

Wie es hier zu bemerken ist, ist der Protagonist davon überzeugt, dass es ihm trotz seiner miserablen Lage in Deutschland viel besser geht als den Menschen in Afrika. Hierzu heißt es:

Zur Sehnsucht kam noch das Mitleid mit denen, welchen es noch schlechter ging als mir, die sehr weit entfernt leben mussten, zu denen ich vorerst keinen direkten Kontakt hatte, die es aber trotzdem gab, wie ich von unserem Lichtbildreisenden, einem Redemptoristenpater, wusste, der seinen Heimatsurlaub dazu nutzte, für die Mission zu sammeln (ANA, 45).

Mit seiner Behauptung gibt der Protagonist dem Leser Anlass zu glauben, dass Afrika immer noch im allgemeinen westlichen Bewusstsein als „Projektionsraum exotischer Sehnsüchte“ (Wild, 1990, S. 112) fungiert. Indem der Autor den Protagonisten so einen Vergleich zwischen ihm und Afrikanern unternehmen lässt, deren Lebensverhältnisse aber er noch nicht kennt, kritisiert er implizit den angeblichen, von Rassismus geprägten Glauben an die zivilisatorische Überlegenheit der Europäer.

4. Afrika als Projektionsfläche exotischer Sehnsüchte

Das Motiv der exotischen Sehnsüchte ist ein uraltes Motiv in der Begegnung zwischen dem Abendland und dem Kontinent südlich der Sahara. Dies gilt schon als ein Wesensmerkmal im Hinblick auf die Konstruktion der Alterität von Afrikanern, die fortan als „Exoten“ konstruiert werden. Das Motiv Afrika als exotischer Kontinent hat seit jeher vor allem Eingang in die Reiseliteratur der Kolonialzeit gefunden und erweist sich in der gegenwärtigen deutschsprachigen Literatur als ein von vielen Lesern beliebtes Thema.

Bei der Lektüre von *Ausflug nach Afrika* wird einem schnell bewusst, dass der afrikanische Kontinent in der Wahrnehmung von Europäern nach wie vor den Ruf eines vergessenen und befremdlichen Kontinents genießt. Dennoch mangelt es ihm nicht an Attraktivität. Dieser Dualismus gefährlich/attraktiv bzw. bedrohlich/faszinierend lässt sich dadurch erklären, dass dieser Kontinent als Ort der Kompensation fungiert. Der zivilisationsmüde Europäer versucht, seiner stark modernisierten und industrialisierten Welt zu entfliehen, die für ihn eintönig geworden ist. Diese Sehnsucht nach dem, was bei ihm zu Hause fehlt, treibt die Hauptfigur auf den afrikanischen Kontinent, wo er glaubt, sich in einer anderen Welt zu befinden, einem Ort, an dem sich Gefahr und Anziehungskraft vermischen.

Unterstrichen wurde schon, dass sich das Schreibprojekt von Stadler von den üblichen Kanons der Reiseliteratur abweicht. In diesem Sinne lässt Stadler im

Gegensatz zu den meisten Reiseromanen über Afrika alle Erwartungen des reisenden Protagonisten nach und nach scheitern:

Und es war auch eine Enttäuschung dabei, weil ich mir jenes Afrika als das Gegenteil von mir ausgedacht hatte, also als etwas Glückliches unter Palmen mit dem Meer als Swimmingpool. [...] Von Menschenfressern keine Spur, vorerst. [...] Ich hätte in Europa bleiben können. Auf den Balkan, zum Beispiel, wo das Wort »großer Krieger« wörtlich übersetzt »großer Blutsäuger« lautete. Aber das wäre mir doch zu unromantisch gewesen, ich wollte schließlich nicht einfach massakriert, sondern mein Ende auch noch etwas auskosten, zelebrieren³ (ANA, 71).

An anderer Stelle evoziert der Protagonist seine Enttäuschung darüber, wie er das versprochene und ersehnte menschenfressende Pygmäen Volk nicht finden konnte:

Von den Menschenfressern keine Spur. Und einen Pygmäen habe ich nur einmal per Zufall gesehen, so wie man ein seltenes Tier vorbeihuschen sieht und zusammenzuckt. [...] Wie sich herausstellte, war ich in Guinea-Bissau zwei Köpfe kleiner als der Durchschnitt, nicht nur einen Kopf kleiner wie zu Hause. Da hatte ich mich auf die Reise wieder einmal nicht richtig vorbereitet. Nur vorausgeträumt und mich daher auf Menschen eingestellt, in deren Mitte ich aufgehen würde. Menschen wie ich, nicht grösser, aber auch nicht das Bertulli-Format. Ich hatte gehofft, sie würden nicht bemerken, was für eine Schießbudenfigur ich bin (ANA, 74ff).

Die Reise nach Afrika bringt auf diese Weise den Protagonisten zu der Erkenntnis, dass alles, was im Westen über Afrika erzählt wird nicht Realität treu ist und dass es dennoch ein Leben jenseits des westlichen Kulturraums gibt. Engelbert äußert sich hierzu folgendermaßen:

Und nun? [...] Ich verdanke meinem Ausflug nach Afrika die Begegnung mit dem schönen Leben und weiß nun, dass es so etwas gibt, ein Leben jenseits der deutschen Bank, ganz ohne Bankomaten und ohne die Angst vor der Insolvenz. Denn davor, nicht mehr liquid zu sein, hatte ich vielleicht noch mehr Angst, hatte ich ganz gewiss mehr Angst als vor dem Tod, und meinen Freunden geht es genauso: Wir haben mehr Angst vor der eigenen Insolvenz als vor dem eigenen Tod. Todesangst und Liquiditätsangst sind heute vielleicht dasselbe. Die Angst vor Insolvenz ist eine Spielart der Todesangst am Ende dieses Jahrtausends in Europa (ANA, S. 89f).

Betrachtet man den Schreibstil des Autors näher, so kann man behaupten, dass sich Stadlers Afrikareise-Buch in der Kategorie der Reisebeschreibungen einordnen lässt, die sich als das perfekte Pendant zu den schon existierenden Reiseberichten über Afrika erweisen. Denn traditionell werden Reiseberichte über Afrika eher aus der Perspektive des üblichen "Diskurses über Afrika" oder aus der Perspektive der Erwartungen des deutschsprachigen Lesers, nämlich ein chaotisches Bild von Afrika zu präsentieren, dargestellt. Aus diesem Grund fließen in den meisten Reiseberichten viele Ästhetisierungen ein. Solche Ästhetisierungen des Schaurigen und Grausamen stehen in einer langen Tradition

³ Im Original Zitiert.

des Reiseberichts und entsprechen auch zeitgenössischen Tendenzen des Exotismus. Stadler grenzt sich jedoch von diesem Ansatz ab. In diesem Sinne wird die Reise von Engelbert von vornherein auf Enttäuschungen angelegt. In Anlehnung an Hervé Guibert lässt der Autor die reisende Figur behaupten: „Es wäre besser, von Afrika zu träumen, als seinen Fuß an Land zu setzen“ (S. 6).

Mit dem Verweis auf dieses Zitat Hervé Guiberts offenbart Arnold Stadler den Dualismus von Euphorie und Desillusionierung, der die ersehnte Reise von Engelbert in die Ferne prägt.

Zudem erhebt die Hauptfigur im Gegensatz zu den Standarten der deutschen Reiseliteratur über Afrika, Kritik an die Politik, der die Kooperation zwischen afrikanischen Ländern und Deutschland zugrunde liegt.

5. Kritik an die Politik der Entwicklungspolitik in Afrika

An anderer Stelle wurde die Hypothese der Beziehung zwischen dem Bild Afrikas in der allgemeinen Vorstellung des Westens und dem seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstandenen Entwicklungsdiskurs angesprochen. Angesichts des dargestellten finsternen Bildes Afrikas als „Not-Kontinent“ sieht sich der Westen fast gezwungen, die Rolle des "Retters" gar des „Messias“ Afrikas übernehmen zu müssen, indem er Entwicklungshilfe leistet. Fakt ist aber, dass sich die Entwicklungshilfe bis heute als Fiasko herausgestellt hat⁴. Trotz der unzähligen eingesetzten Mittel ist der Entwicklungshilfe nichts Signifikantes im Alltag der Afrikaner zu verdanken. Und dennoch setzt sich der Westen mit großen Spendenkampagnen weiterhin für die Fortsetzung der Entwicklungshilfepolitik ein. Der Grund dafür ist, dass die sogenannte Entwicklungshilfe dem Westen viel mehr nützt als den sogenannten „bedürftigen Ländern“, deren Namen zur Mobilisierung von Spenden in den Vordergrund gerückt werden.

Wie der kenianische Ökonom James Shikwati (2017) oft zu verstehen gibt, besteht die Politik der Entwicklungshilfe auch darin, daran zu arbeiten, dass es Afrika immer schlechter geht. Der Entwicklungsdiskurs trägt im Interesse vieler Organisationen und Institutionen dazu bei, ein negatives Bild von Afrika aufrechtzuerhalten. Hilfsorganisationen geben oft vor, Menschen in Not, unterstützen zu wollen. Es stellt sich jedoch heraus, dass sie auch versuchen, sich selbst zu erhalten. Wie jedes Unternehmen möchten sie wachsen, neue Filialen errichten, bessere Gehälter zahlen. Gäbe es keine Katastrophen (wie Kriege, Epidemien und Hunger) mehr, so müssten sie sich auflösen. Deswegen müssen

⁴ Mehr zum Thema siehe. u.a. Brigitte Erler, 1985, *Tödliche Hilfe*, Freiburg / Dambisa Moyo, 2011, „*Dead Aid: Warum Entwicklungshilfe nicht funktioniert und was Afrika besser machen kann*“, Berlin.

immer wieder drastischere Bilder und Appelle erfunden werden, auch wenn sie nicht immer mit der tatsächlichen Situation vor Ort übereinstimmen. Aus diesem Grund lässt die Entwicklungshilfe öfter den Kontinent wie einen Bettler erscheinen, der immer unterstützt werden muss.

Ausflug nach Afrika ist darüber hinaus der Ort, an dem Stadler die Dekadenz der westlichen Repräsentanten in Afrika im Zusammengang mit der Entwicklungshilfe darlegt und versucht, die gesamte Politik der sogenannten Entwicklungshilfe zu kritisieren. Er scheut sich z.B. nicht davor, die von Deutschland als Entwicklungshelferin nach Guinea-Bissau gesandte Adeltrudis als Nymphoman zu bezeichnen und ihre Handlungen zu diskreditieren, wenn er die täglichen Eskapaden der deutschen Frau denunziert, die bei den viel jüngeren Afrikanern fast zwanghaft sexuelle Befriedigung sucht, anstatt sich um die Umsetzung des Entwicklungsprogramms zu kümmern:

Adeltrudis war im Auftrag der Kirche als Entwicklungshelferin im Sektor »Aufbau eines Gesundheitsnetzes« tätig. [...] Sie sollte eine Krankenstation, die erste überhaupt auf diesem Archipel, aufbauen. Bisher hatten diese Menschen, von oben herunter gedacht, überhaupt keine sogenannte medizinische Versorgung gehabt. Nur Medizinmänner hatten sie und dergleichen, animistische Schamanen und was weiß ich. Damit waren sie aber, glaube ich, besser gefahren, wie man so sagt. Vor allem, wenn ich den sogenannten Leistungsvergleich anstelle, steht Mami (gemeint ist hier Adeltrudis) mit ihrer Schulmedizin ziemlich schlecht da [...]. Das Glück ihrer Bekanntschaft verdanke ich allein wohl dem Umstand, dass es sich bei ihr um eine Domina handelte, in deren Einzugsbereich auch ich registriert wurde (ANA, 76 & 83).

Adeltrudis wird in Afrika liebevoll als „Mami“ genannt und in ihrer Funktion als Entwicklungshelferin von den Einheimischen wie eine Prinzessin bedient. Somit verkörpert sie die falschen Beziehungen zwischen der sogenannten dritten und der ersten Welt. Ihr missionarischer Eifer entpuppt sich als Fiasko:

In meiner kurzen Zeit auf dieser Insel konnte ich also sehen, wie sie das Leben genoss, sich sonnte und ausruhte, wie sie sich die Drinks bringen und sich immer wieder ins Allerheiligste zurückzog und verwöhnen ließ. [...] Was sich so alles als Entwicklungshelfer in Afrika herumtreibt! Mami – außer dass sie blond und eine Domina war, sind mir kaum weitere Vorzüge bekannt“ (ANA, 78).

Stadler steht hier stellvertretend für eine neue Tendenz der Reisebeschreibung der postkolonialen Ära. Doch bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts bemühten sich einige Reiseschriftsteller, ihre Erfahrungen und Erlebnisse in der Fremde mit Rücksicht auf die Kulturen und Menschen und ihre Lebensweisen darzustellen, und zwar nicht unbedingt aus der Perspektive eines egozentrischen Reisenden Europäers (vgl. Huelsenbeck, 1928).

Mithilfe der Figur Engelbert möchte Stadler den Leser dazu ermutigen, eine kritische Haltung gegenüber Reiseberichten einzunehmen, die sehr oft von Stereotypen und Klischees geprägt sind. Seine Hauptfigur Engelbert lässt er nach

und nach die Stereotypen abschaffen, die gängig in der westlichen Reiseliteratur sind:

Von Menschenfressern keine Spur, vorerst. [...] Ich hätte in Europa bleiben können. Auf den Balkan, zum Beispiel, wo das Wort »großer Krieger« wörtlich übersetzt »großer Blutsäuger« lautete. Aber das wäre mir doch zu unromantisch gewesen, ich wollte schließlich nicht einfach massakriert, zelebrieren (ANA, 71).

Mit seiner Art Reiseberichtserstattung hat Arnold Stadler versucht, die Beziehung zwischen dem Reisenden und dem Leser zu verändern. Aus der Erzählung Stadlers kann der Leser zwei Schlussfolgerungen ziehen: der Mythos eines wilden Afrika mit all seinen Repräsentationen ist nicht immer wahrheitsgetreu. Außerdem hilft Entwicklungshilfe den Menschen vor Ort nicht wirklich.

6. Entwicklungshilfe: Plädoyer für einen Paradigmenwechsel

Hartnäckig hält sich der Mythos, Entwicklungshilfe sei tatsächlich hilfreich oder gar ein Weg, um die Entwicklung Afrikas positiv zu unterstützen. Die Realität ist jedoch, dass Entwicklungshilfe Afrika ruiniert. Der scheinbar endlose Teufelskreis aus Korruption, Krankheiten, Armut und Abhängigkeit von Hilfe resultiert aus der westlichen Hilfe. Die Armen verarmen, unternehmerische Initiative versiegt, autoritäre Regime profitieren davon. Aus diesem Grund ziehe ich den Schluss, dass Entwicklungshilfe die Entwicklung afrikanischer Länder verhindert.

In den Entwicklungsländern, insbesondere in Afrika, kommt die ausländische Hilfe oft mit den besten Absichten an. Doch allzu oft wird die Hilfe nicht koordiniert und die Geber sind nicht in der Lage, Rechenschaft darüber abzulegen, wohin die Mittel tatsächlich fließen. Da die Hilfe direkt an die Regierungen geht, ist sie leicht zu entwenden, fördert die Korruption in großem Stil und schwächt die Macht, die das Objekt der Begierde ist. Noch schlimmer ist, dass die Hilfe Ersparnisse, lokale Investitionen, den Aufbau eines echten Bankensystems und den Unternehmergeist untergräbt. In ihrem Buch *Dead Aid* (2011) vertritt Dambisa Moyo diese Ansicht, wenn sie behauptet, dass offizielle Hilfe leicht verdientes Geld ist, das die Korruption fördert, die Wirtschaft verzerrt und eine Kultur der Abhängigkeit und wirtschaftlichen Faulheit schafft. Moyo argumentiert, dass die Hilfe nicht nur nicht funktioniert, sondern die Probleme Afrikas noch verschärft hat. Sie führt Zahlen an, die das exponentielle Wachstum der Armut in einem Gebiet mit wachsender Hilfe belegen. So lebten beispielsweise in den 1970er Jahren 10 Prozent der Afrikaner in Armut, während es heute 70 Prozent sind (vgl. Moyo, 2011, S. 21). In diesem provokativen und schonungslos dokumentierten Buch behauptet Moyo, dass die Entwicklungshilfe für einen Großteil der Entwicklungsländer eine totale wirtschaftliche, politische und humanitäre Katastrophe war und weiterhin ist. Zwischen 1970 und 1988, als die Hilfgelder für Afrika ihren Höhepunkt erreichten, stieg die Armutsrate der

afrikanischen Bevölkerung von 11% auf 66%, so Moyos Argumentation (vgl. S. 20). Wie Schikwatti und Moyo bin ich auch der Ansicht, dass Entwicklungshilfe mehr schadet als nutzt. Deswegen sollte meiner Meinung nach die erste Voraussetzung für die Lösung der Probleme Afrikas darin bestehen, schrittweise aus diesem System auszusteigen, anstatt immer mehr Geld in sinnlose und erfolglose Projekte zu stecken. Das macht nur abhängig.

Wie aus diesen Erläuterungen hervorgeht, geht es hier nicht darum, die humanitäre Hilfe oder Nothilfe zu kritisieren, die als Reaktion auf Katastrophen mobilisiert wird oder die karitative Hilfe, die tatsächlich bestimmten Organisationen und Einzelpersonen in Not gewährt wird, um ein bestimmtes Projekt durchzuführen. Wenn in dieser Arbeit von »tödlicher Hilfe« (Erler, 2011) gesprochen wird, wird dann die systemische Hilfe gemeint, die große Summen, die regelmäßig von Regierung zu Regierung oder über Institutionen überwiesen werden. Kritisiert werden vielmehr die Hilfsströme der Regierungen der Industrieländer an die afrikanischen Regierungen sowie die Hilfe von internationalen Institutionen wie der Weltbank, die selten eine nachhaltige Wirkung auf die Bedürftigen hat. Dies bedarf wirklich einer neuen Entwicklungspolitik und eines Paradigmenwechsels.

Die wichtigsten Pfeiler auf dem Entwicklungsweg Afrikas sind meiner Meinung nach seine traditionellen Werte, die das Kollektiv gegenüber dem Individuum bevorzugen. Afrika muss sich auf seine urreigensten Möglichkeiten besinnen, wie die Entwicklung der ländlichen Gebiete und der Land-, Forst- und Viehwirtschaft, als Voraussetzung für den Aufbau der Industrie und die Schaffung von Arbeitsplätzen, der Kampf für umfassenden Freihandel, insbesondere für Agrarprodukte, Rohstoffe, und schließlich der Aufbau von Mikrofinanz-Institutionen.

SCHLUSSFOLGERUNG

Im vorliegenden Aufsatz bestand die Absicht, den Diskurs über das Elend und die Entwicklung Afrikas in der Literatur und in den Medien kritisch zu untersuchen und sich dabei an postkolonialen Ansätzen zu orientieren. Zu diesem Zweck stützte sich der Beitrag auf Arnold Stadlers Roman *Ausflug nach Afrika*. Es wurde postuliert und gezeigt, dass ein Zusammenhang zwischen tradierten Afrikavorstellungen im westlichen Imaginär und dem Entwicklungsdiskurs hergestellt werden kann.

Wie Kipkorir (2007, S. 24) behauptet, ist der Schwerpunkt von Ansätzen der Postkolonialen Literaturtheorie in der Tat die Dekonstruktion des von den Kolonisatoren in der Kolonialzeit normalisierten Eurozentrismus. Dementsprechend hat die Analyse von »*Ausflug nach Afrika*« gezeigt, dass der

Autor aus der Perspektive des »postkolonialen Blicks« die Problematik des Afrikabildes und des daraus resultierende Entwicklungsdiskurs postkolonial dekonstruktivistisch herausgearbeitet hat. Dabei ist er bemüht zu zeigen, dass das Afrikabild in der deutschsprachigen Raum häufig bunt und exotisch oder mitleiderregend ist. Stadler hat mit seiner fiktiven Reiseerzählung zeigen wollen, dass es in der deutschsprachigen Reiseliteratur immer noch eine Tendenz gibt, auf dem Exotismus zu beharren und Afrika auf seine Probleme zu reduzieren. Des Weiteren kritisiert Stadler die deutsche Entwicklungshilfepolitik in Afrika. Hier führt er den Leser in die Irrwege der deutschen Entwicklungshilfe, die im Übrigen nichts am Leben der Einheimischen ändert.

In Anlehnung an Schikwatti und Moyo ist die Arbeit zur Schlussfolgerung gekommen, dass das düstere Bild Afrikas „willentlich“ von Industrieländern aufrechterhalten wird, denn viele lukrative Jobs in den zu entwickelnden Länder hängen davon ab.

Obwohl die gespendeten Beträge im Einzelfall helfen, wäre es aber sinnvoller, die Entwicklungshilfepolitik umzudenken. Wenn Europa Afrika wirklich helfen will, sollte es Afrika endlich als Handelspartner begegnen, und es nicht länger in der Rolle des Almosenempfängers halten. Europa-Afrika Zusammenarbeit bedarf deswegen dringend eines *Mentalitätswandels*. Die große Herausforderung dabei ist, ob Europa den genötigten Willen hat, die Freihandelsabkommen zu ändern, die afrikanische Wirtschaften sehr benachteiligen.

Literaturverzeichnis

- Ela, J.M. (1994). *Afrique : l'irruption des pauvres. Société contre ingérence, pouvoir et argent*. Paris: l'Harmattan.
- Erler, B. (2011). *Tödliche Hilfe*. Freiburg. Köln: Hayit medien.
- Göttsche, D. (2003). „Der neue historische Afrika-Roman: Kolonialismus aus Postkolonialer Sicht“. In: *German Life and Letters*. Nr. 56 (3), S. 261-280.
- Hall, S. (1994). *Der Westen und der Rest. Diskurs und Macht*. Hall, S. (Hrsg.). *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*, Hamburg: Argument-Verlag, S. 137-179.
- Hofmann, M. & Morrien, R. (Hrsg.) (2012). *Deutsch-afrikanische Diskurse in Geschichte und Gegenwart: Literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Band 80). Rodopi.
- Huelsenbeck, R. (1928). *Afrika in Sicht. Ein Reisebericht über fremde Länder und abenteuerliche Menschen*. Dresden: Wofgang Jess.
- Jäger, S. (2012). *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. Münster: UNRAST.

- Kipkorir, R. E. (2007). *Das Afrikabild in Christof Hamanns Roman Usambara*. Nairobi.
- Lützeler, P. M. (Hg.) (1998). *Schriftsteller und „Dritte Welt“. Studien zum postkolonialen Blick*, Tübingen: Stauffenburg.
- Moyo, D. (2011) „*Dead Aid: Warum Entwicklungshilfe nicht funktioniert und was Afrika besser machen kann*“. Berlin: Haffmans und Tolkemitt.
- Stadler, A. (2006). *Ausflug nach Afrika. Eine Geschichte mit Vorgeschichte*. Köln: DuMont.
- Üiekweazu, E. (1987). „Wieweit muss das Forschungssubjekt das Forschungsobjekt sein?“. Wierlacher, A. (Hrsg.). *Perspektiven und Verfahren interkultureller Germanistik*, München: Iudicum, 141-155.
- Vasilache, A. (2003). *Interkulturelles Verstehen nach Gadamer und Foucault*. Frankfurt/M, New York: Campus Verlag.
- Wild, I. (1990). „Mein Afrika. Zivilisationskritik und Sehnsucht nach dem Ursprung in deutschsprachigen Reiseberichten zu Schwarzafrika“. In *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 16, S. 90-121.
- Ziai, A. (2006). *Zwischen Global Governance und Post-Development Entwicklungspolitik aus diskursanalytischer Perspektiv*, 1. Auflage, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Shikwati, J. (2017). „*Wer Afrika helfen will, darf kein Geld geben*“, ein Interview mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 4. April, Nr. 80, S. 13, in: <http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/konjunktur/entwicklungspolitik-wer-afrika-helfen-will-darf-kein-geld-geben-1437005-p3.html>. [10. 03. 2022].